

[Impressum]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **56 (1952-1953)**

Heft 14

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Schlafes nur noch aus der Erinnerung. — Leroy sass noch immer da und sprach mit sich selbst. Ich fragte ihn, was es gebe und wie lange ich geschlafen habe. Er sah mich geistesabwesend an, als kehrte er aus einer anderen Welt zurück und erwiderte:

«Ich weiss nicht. Ich habe nichts gehört», und er begann plötzlich, mich eindringlich zu bitten, seine Wache zu übernehmen, «denn», so sagte er, «ich werde die Angst nicht los, dass mir gerade heute etwas zustossen wird. Gerade heute an meinem letzten Tag. Ist es nicht immer so?»

Ich sah, dass er ganz fahl geworden war und seine Hände fahrig bald hierhin, bald dorthin griffen, in seinen Augen stand das namenlose Entsetzen, wie ich's zuweilen bei jenen angetroffen hatte, die das Sterben unvorbereitet überfiel.

«Gut», sagte ich. «Ich werde deine Wache übernehmen. Was aber willst du tun, wenn die Vietminhs gerade diese Nacht für einen Angriff ausgesucht haben?» Da fiel er gänzlich in sich zusammen, fingerte an seiner Waffe herum und stotterte verstört:

«Nichts werde ich tun. Gar nichts. Hier sitzen bleiben und warten, bis alles vorüber ist.»

Es lag mir auf der Zunge, ihn ein erbärmlichen Feigling zu nennen. Als ich aber sah, wie er aufstand, weil er sich nicht mehr beherrschen konnte und, im Zimmer herumgehend, nach den Ping-Pong-Schlägern griff, in ein paar Zeitungen herumblätterte und an der grossen Blumenvase herumrückte, als wäre er nicht recht bei Verstand, unterdrückte ich die Bemerkung und schwieg.

Auf seiner Stirn bildeten sich kleine Schweissperlen und seine Hände begannen jetzt so zu zittern, dass er ihrer nicht mehr Herr war. Ich erhob mich, drückte ihn in einen Sessel und sagte:

«Ich begreife deinen Zustand, Leroy. Er hat schon grössere Helden überfallen, als du einer bist. Trotzdem aber glaube ich, dass du mit etwas Willenskraft darüber hinwegkommen wirst.» Er starrte mir, während ich sprach, unverwandt ins Gesicht. Seine Augen hatten den Ausdruck eines geprügelten Hundes angenommen. Mit weinerlicher Stimme, der er vergebens Festigkeit zu geben suchte, flüsterte er schliesslich:

«Ich kann doch nichts dafür. Mein Gott, ich kann's nicht ändern. Was soll ich nur tun?» Und

vor sich hinbrabbelnd wie ein zahnloser Greis, fuhr er fort, sich in dieser Weise zu beklagen, bis mir die Geduld riss. «Hör auf. Du machst mich selbst verrückt mit deinem Getue.» Dann riss ich ihn an den Schultern aus dem Sessel, drückte ihm seine Waffe in die Hand und stiess ihn vor mir her zur Türe, überzeugt davon, dass ihn meine Energie wieder in den Besitz seiner Vernunft bringen werde.

In dem Augenblick aber, als wir aus dem Portal traten, fiel weit in der Ferne ein Schuss. Er hörte sich an wie ein schwacher Peitschenknall und blieb ohne Echo, und mit meinen überwachten Sinnen nahm ich wahr, dass auf den gemauerten Pfeilern, die das eiserne Tor flankierte, eine kleine Staubsäule aufstieg, dass der Fahnenmast erzitterte, als hätte ihn ein Schlag getroffen, und ich sah Leroy mit einem Seufzer zusammensinken.

Mich fasste namenloser Schrecken, und das Bild des Gefallenen, der mit halbem Leib die Stufen hinabgerollt war, die Tontöpfe zu beiden Seiten der Treppe, das eiserne Tor mit seinen Scharnieren und das Geflecht des Verhaus prägte sich mir im Bruchteil einer Sekunde für immer ins Gedächtnis.

Ich begann plötzlich am ganzen Körper zu zittern, und während mir die Tränen unaufhaltsam übers Gesicht liefen, schleppte ich Leroy in den Salon zurück und bettete ihn auf die Couch.

Als ich aber sein Hemd zerriss, um nachzusehen, ob noch Leben in ihm sei, bemerkte ich, dass die von weither abgefeuerte Kugel, die obendrein noch zweimal abgeprallt war, nur einen blauen Flecken auf seiner Brust hinterlassen hatte... und befreit von unerträglicher Spannung, begann ich zu lachen, dass es mich schüttelte. Es war wie ein Krampf, der mich nicht mehr loslassen wollte, ein konvulsives Stossen, gegen das ich vergebens anzukämpfen versuchte, eine Ohnmacht bei klarem Bewusstsein, und erst, als mir Leroy ein Glas Whisky ins Gesicht goss, wachte ich auf und mein Bewusstsein kehrte zurück.

Wir tranken dann die ganze Nacht, und je mehr wir tranken, um so nüchterner glaubten wir zu werden. Am Morgen, als das Flugzeug nach Saigon starten sollte, mussten sie Leroy wie einen Leblosen ausladen. Er soll erst an Bord des «Pasteur» wieder zu sich gekommen sein, wie mir Duertre, der Pilot, später versicherte.